Die ewige Jagd.

Roman von Adolph Schoffmeyer.

32. Fortsetzung.

Alles hatte der sinnende Geist für den großen Kampf vorbereitet, Gelder flüssig gemacht, seinen eigenen Besitz bis zum Letzten verpfändet, für kapitalskräftige Mitstreiter gesorgt — alles vorbedacht und erwogen, nur daß er selbst, nun das Ringen begann und entbrannte, von einer tückischen, lähmenden Krankheit würde heimgesucht werden, die ihn wie mit eisernen Ketten fesselte: diese Eventualität hatte er nicht in den Kreis seiner Erwägungen gezogen. Trotz aller Warnungen nicht — — Diesen Feind, der ihn aus dem Hinterhalt angriff, den hatte er nicht sehen wollen.

Den mächtigen Feind — —

Die starke Persönlichkeit des Colonels fehlte: die Mitkämpfer fühlten es gleich in den ersten Tagen — es dauerte nicht lange, so fühlte es der Markt.

Aber keiner fühlte es mit gleicher Schärfe und Intensität, wie der Colonel selbst. Jetzt blieb Hubbard die letzte Hoffnung — — —

Auf sechzehn hatte Dobbs die Preise für das Pfund Baumwolle hinaufgetrieben, die Schwierigkeiten, sie dort zu halten, begannen immer größer zu werden. Denn jetzt erhoben sich die Baissiers zu verzweifelten Anstrengungen, den Markt zu brechen.

Und was noch drohender wirkte: die öffentliche Meinung, die sich oft nur schwerfällig und langsam aus ihrer Lethargie aufrichtet, begann ihr Haupt gegen diese wilde Spekulation zu erheben. In den Zeitungen erschienen ominöse Worte gegen die kleine Gruppe der Geldhungrigen, die durch ihre ruchlosen Preistreibereien unermeßlichen Schaden im Lande verursachten. Fabriken schlossen ihre Türen, und Tausende von geschäftigen Arbeitern waren ihrer Nahrung, ihres täglichen Brotes beraubt, da die Fabrikanten bei den Preisen nicht mehr mit Profit zu liefern vermochten. Ganze Industrien wurden brachgelegt. Auch aus den Baumwolldistrikten des Südens liefen günstigere Nachrichten ein, die ersten Berichte über den von den Fluten angerichteten Schaden seien stark übertrieben, hieß es; große Posten Baumwolle sollten nach New Orleans unterwegs sein.

Und all dieser Hiobsposten zum Trotz hatte Dobbs den Preis auf siebzehn hinaufgeschoben. Dort freilich schien die Hochwassermarke erreicht zu sein — — —

Als dies Ereignis eintrat — es war um die Mittagsstunde — war Shirley an der Börse.

Tage der Nervenanspannung bis zur Unerträglichkeit lagen hinter Shirley — er empfand, daß er mit seinen Kräften zu Ende war. Er wollte heraus aus dem Taumel, wollte Ruhe, Frieden, den Schlaf seiner Nächte wieder haben. Er war allein auf sich angewiesen — vom Colonel hatte er seit dem Abend seiner Erkrankung nie wieder ein Wort vernommen, auch Dobbs hatte er nicht wieder gesprochen, wenn er auch die kräftige Gestalt des Führers täglich im „pit" gesehen hatte.

Er dachte kaum noch. Ohne weitere Ueberlegung eilte er zu seinem Makler und erteilte ihm den Auftrag, zu verkaufen. Als der Auftrag eine Stunde später ausgeführt war, und der Makler ihm die Abrechnung zugesandt hatte, hielt Shirley einen Scheck über 55,000 Dollar in der Hand.

Wie betäubt faßte er sich an die Stirn — — ein tiefes, befreiendes Aufatmen ging durch seinen Körper, und nach all den langen, beklemmenden Tagen einer nervenzerstörenden Aufregung zog ein stiller Friede, ein köstliches Gefühl der Geborgenheit diesem wilden, erbarmungslosen Leben gegenüber in sein Herz ein.

Nur daß dies Glücksempfinden nicht ungetrübt blieb — — etwas Anderes, Aufstachelndes, Beunruhigendes zerrte sich ans Licht — das Gewissen. Schon als er den Entschluß, zu verkaufen faßte, war es dagewesen — — hatte er korrekt gehandelt? Hatte er nicht Verrat an Jameson und seiner Partei geübt? Sich selbst hatte er in Sicherheit gebracht, wo ihn schon die Furcht beschlichen hatte, daß das Schiff in Gefahr schwebte, wo das Vertrauen in den Erfolg der großen Spekulation im Schwinden, ja erschüttert war — — —

War das die Sachlage? War es seine Pflicht gewesen, auszuharren? Eine lange Weile überlegte Shirley, um sich mit diesen inneren Anklagen abzufinden — — Schließlich preßte sich ein kurzes, scharfes „Nein" durch seine Zähne. Im Grunde gehörte er gar nicht zur Partei. In dieser ganzen Zeit hatte Jameson ihn niemals zur Beteiligung aufgefordert oder ihm auch nur den Rat erteilt, sein Geld zu wagen. Er hatte immer nur an sich selbst, an seine eigene Bereicherung gedacht, er, Shirley, hatte ihm nur gedient, um das Geheimnis in der Bank zu wahren. Er war mithin auch völlig frei gewesen, zu handeln, wie er wollte, ohne irgendeine Verpflichtung. In dieser Welt dachte jeder, der vorwärts wollte, nur an sich selbst, es war Zeit, diese alte Sentimentalität, die ihm immer noch anhaftete, zu überwinden — — —

Mitten in diesen Grübeleien sah er den Vize-Präsidenten auf sich zukommen, kaum daß er Zeit hatte, seinen Scheck mit anderen Papieren zu bedecken.

„Shirley, Sie vergessen doch nicht die Revision der Bestände für die morgige Generalversammlung unserer Bank?"

Der Angeredete hatte sich erhoben und zog seine Uhr. „Keineswegs", erwiderte er mit dem Bemühen, ganz ruhig zu erscheinen. „Ihr Sohn und ich haben die Arbeit schon nahezu vollendet, es fehlt nur noch der eine Posten. Es ist ja übrigens alles in musterhafter Ordnung." Dabei lächelte er. In gut geführten Geldinstituten war es ja selbstverständlich, daß die Bestände stimmten, das Ueberzählen war ja eine ganz formelle Sache.

Osborne nickte. „Ich fürchte, unser Präsident wird nicht anwesend sein — die Nachrichten lauten nicht günstig. Vor zwei Tagen, als ich oben war —" Er brach ab und kniff die Augen zusammen. „Ich weiß nicht, ich habe so meine Befürchtungen. So was geht Jahre lang, und plötzlich bricht's ab. Der Colonel wollte ja niemals hören."

„Glauben Sie wirklich, daß es so schlimm steht?"

Eine ungewisse Kopfbewegung.

„Der Arzt sagte mir, daß er an Boden verliert, weil er der untrattabelste Mensch ist, den er jemals gesehen hat." Er knöpfte sein Jackett zu. „Ich habe ein Engagement und werde heute schwerlich zurückkommen. Sie können mir den Bericht also morgen früh geben."

„Sehr wohl."

„Uebrigens haben wir ein gutes Jahr hinter uns — die Aktionäre werden zufrieden sein."

„Ja", sagte Shirley, „ein gutes Jahr. Uebrigens, Mr. Osborne, was halten Sie von der Situation an der Baumwollbörse?" Er schlug einen ganz gleichgültigen Ton an.

„Mein Eindruck ist, daß die Sache für Dobbs verloren ist." Osborne zuckte die Achseln. „Natürlich man kann nie sagen, aber ich glaube nicht, daß er seine Zwanzig-Cent-Baumwolle erreicht. Irgendwo scheint etwas nicht in Ordnung zu sein — — niemand weiß es."

Shirley machte eine Bewegung — er hätte seinen Vorgesetzten erleuchten können.

„Was mich freut, ist, daß Dobbs sein Konto von der „Bank of Virgina" zurückgezogen hat." Noch einmal nickte er Shirley zu. „Also ich gehe — und Ihren Bericht morgen früh."

Zehn Minuten später eilte Shirley raschen Schrittes die Wall Street hinauf, um sein Vermögen in seiner Bank zu deponieren, wo er seit langem ein Konto hatte — —

So — das war jetzt abgeschlossen, und nun adieu Börsenspiel! Ihm hatte es zum Glück verholfen, aber nicht noch einmal wollte er die wankelmütige Fortuna versuchen —

Gleich nach der Rückkehr trat er in das Gewölbe ein, um seinen Bericht fertigzustellen; er brauchte dazu keine Hilfe. Nachdem er Licht gemacht, hob er den schweren Blechkasten auf den kleinen Tisch, und dabei glitt ein Lächeln der Befriedigung über sein Antlitz hin. Dieser schmucklose Blechkasten hatte sein Glück gemacht, damals als der gute alte Smith das große Bündel mit den Bonds verlegt hatte. Wie oft an kleinen, erbärmlichen Ursachen, große Wirkungen hängen — —

Der Deckel schlug zurück, und ein rascher Blick flog über den Inhalt hin — und plötzlich war es Shirley, als ob eine eiserne Faust ihn an der Gurgel packte, es sauste und brauste ihm in den Ohren — — — Der ganze Inhalt schien durcheinander geworfen — — — und das große Bündel mit den Bonds für hunderttausend Dollars fehlte — —

Jemand mußte den Kasten geöffnet, die Wertpapiere herausgenommen haben — —

Ueber Shirleys Lippen war ein Schreckensruf gedrungen, der freilich ungehört verhallt war. Seine Hände wühlten in den Papieren — — aber es war ja Torheit, Wahnsinn — — Er selbst hatte alles geordnet, eingeschichtet — — Jedes Papier kannte er — — nein, die Bonds fehlten!

Und niemand anders als der Colonel — — der Präsident der Bank — — — Das stand plötzlich so klar, so unumstößlich vor seinem Geist, als ob ein Mene Tekel an der Wand ihm gegenüber erschienen wäre.

Geisterhaft bleich stand Shirley da, kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten, als ob ein Faustschlag ihn getroffen hätte, ratlos, unfähig, einen Entschluß zu fassen — — Bis langsam aus diesem Chaos die Gedanken sich wieder loslösten.

Er mußte sich zur ruhigen Ueberlegung zwingen, einen Entschluß fassen — seine Pflicht war es, den Bericht den Direktoren der Bank zu unterbreiten — schon morgen, das Verschwinden der Wertpapiere zu melden — — —

Es gab auf der Welt nur zwei Personen, die Zutritt zum Gewölbe hatten, die die Schlüssel besaßen — — er selbst und Jameson — —

Und plötzlich strich es wie kalte, eisige Luft über ihn hin — — es war die Katastrophe, der Zusammenbruch, der heranzog, unaufhaltsam, wie das Fatum selbst.

Das Ende — — das furchtbare Ende — —

In der tiefen physischen Erschöpfung, der Nervenabspannung, der selbst eine jugendkräftige Natur nicht mehr gewachsen war, fühlte Shirley, wie die Bewegung ihn meisterte, wie ein paar Tränen ihm die Wangen hinabrollten.

Das Ende dieser Familie, die auf dem Gipfel des irdischen Daseins gewandelt war, von Glanz und Luxus umrauscht. — — Er sah Cynthia wieder, wie sie vor ihm gestanden hatte, in dem kostbaren Tosca-Kostüm, die funkelnden Steine im Haar, in all ihrer reifen Schönheit, so herrlich und wunderbar und stolz.

Und in dieser Stunde fühlte er, daß ihr Bild nie ganz aus seiner Seele entschwunden war, auch wenn sie ihn verschmäht, und wenn er sich immer wieder gesagt hatte, daß er sie vergessen mußte. Sie hatte doch die erste große Leidenschaft in ihm entfesselt, ihn zum Leben erweckt.

Ihr helfen können, das Schlimmste abwenden — — Und plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke: hinauffahren am selben Abend noch, dem Colonel seine Hilfe anbieten. Um wenigstens das Schlimmste abzuwenden — — ihn von dem entsetzlichen Makel zu reinigen — — — Er hatte doch Freunde, die ihn in dieser Stunde nicht verlassen würden — —

Das gab Shirley die Ruhe und Zuversicht wieder. Rasch beendete er seine Arbeit und stellte den Bericht aus, nur der eine Posten blieb offen. In den Morgenstunden des kommenden Tages konnte der ausgefüllt werden, bevor Osborne kam und — wenn die Papiere wieder an ihrem Platz lagen.

* * *

In den späten Nachmittagsstunden dieses selben Tages saß Dobbs hinter den festverschlossenen Türen seines Privatbureaus an seinem Pult — ihm gegenüber Hubbard. Der erstere bleich, in fiebernder Erregung, in Schweiß gebadet, Hubbard mit aufeinander gebissenen Zähnen, den Kopf auf die geballte Linke stützend, das Haar wirr in die breite Stirn herabhängend.

Eine lange, mit schonungsloser Heftigkeit geführte Debatte lag hinter ihnen, jetzt schien eine Kampfespause eingetreten zu sein, während beide schweratmend dasaßen; eine unheimliche Stille herrschte.

Bis Dobbs, sich die Schweißperlen aus dem Gesicht wischend, von neuem losbrach: „Erkennen Sie denn nicht, Hubbard, daß Sie unsere letzte Hoffnung sind? Wir müssen uns zu einer großen, endgültigen Attacke aufraffen, wir müssen die Preise auf zwanzig schrauben. Das ist eine Frage von einem, von zwei Tagen. Wir halten den Sieg in der Hand — — aber wir brauchen Geld, Geld, eine halbe Million! Sie bedenken ja nicht, was das heißt. Jetzt sollte Jameson am Platze sein, um sich in die Bresche zu stürzen — — Die verdammte Krankheit! — — Aber der Mann ist fertig — — Sie sind unsere Zuflucht!"

Ein verstocktes Schweigen — dann ein Aufstöhnen. Die Zigarre zwischen Hubbards Fingern war erkaltet. Regungslos starrte er auf den Teppich, nicht einmal die Lippen zuckten.

(Fortsetzung folgt).

— Eine große Gletschermühle ist im Schwarzwald beim Bau der Wasserwerkstauanlage des Murgthales in der Nähe von Schönmünzach, an der württembergisch-badischen Grenze, bloßgelegt worden. Mit einer Tiefe von mehr als 2½ Meter und einem Durchmesser von 1 Meter gehört sie zu den größten Gletschermühlen in Europa und wird gleich nach der berühmten von Luzern kommen. Eingeschwemmt ist sie in einen großen Felsen, aus dessen Gestein die Spiralen deutlich hervortreten. Geologisch merkwürdig ist es, daß sie fast 20 Meter höher als das tief eingegrabene Bett der Murg liegt. Um das Naturdenkmal, das in dem von Wanderern und Sommerfrischlern viel aufgesuchten romantischen Murgthal sehr fleißig besichtigt wird, zu erhalten, wird die neue Staatsstraße, in deren Richtung die Gletschermühle liegt, um sie in einem Bogen herumgeführt.

Von den Pyrenäen aus kann man mit dem Fernrohr den Mont Blanc erblicken, obwohl die Entfernung 500 Kilometer beträgt.

Mißverständnis.

Es war einmal ein Mann, der ein besonders gutes Herz hatte und sich darüber sehr kränkte, daß so viel Unfrieden unter den Menschen herrscht. Und eines Tages faßte er einen großen Entschluß. Er ging in eine Stadt, in der sehr viele Menschen wohnten, ging durch die Straßen und auf die großen Plätze, und wenn er irgendwo zwei Streitende sah, bemühte er sich, sie zu versöhnen. Eines Morgens aber fand man diesen guten menschenfreundlichen Mann tot auf der Straße. Er war erschlagen worden von zwei Leuten, die sich mit einander gestritten hatten. Als sie aber ihr trauriges Werk an dem Mann verrichtet hatten, reichten sie sich die Hand zur Versöhnung.

Jeder, der diese Geschichte liest, wird sagen: Dieser jammervolle Ausgang war vorauszusehen. Denn was hatte dieser Mann sich in Dinge hineinzumischen, die ihn nichts angingen?

Und es ist auch wahr: Er hatte seine Sache ganz falsch angefaßt, denn er kannte die Menschen nicht. Er glaubte, daß sie sich immer nur um Dinge, um vorhandene wirkliche Dinge stritten, während in Wahrheit die allermeisten Leute streiten, weil sie sich gegenseitig nicht verstehen.

Weil die Temperamente so verschieden sind — wird mancher sagen. Der eine ist cholerisch, weil er eine zu große Galle hat, der andere ist phlegmatisch und ist zu ruhig, ein dritter ist sanguinisch und flammt gleich wie angezündetes Stroh auf, und ein vierter ist melancholisch — darum eben verstehen sie sich nicht.

Nein, es ist doch nicht ganz so. Eher vielleicht, weil jeder, aber auch jeder einzelne Mensch von der Natur etwas mithat, was der andere Mensch als — sagen wir — kleine Verrücktheit oder Sonderlichkeit bezeichnet. Diese Sonderlichkeiten stoßen nun aufeinander. Und da die meisten Menschen an ihrem lieben Nächsten zu allererst die Schwächen wahrnehmen, dagegen für dessen Vorzüge sehr kurzsichtig sind, so stellen sich schnell Kritik und Widerspruch ein, und die Ursachen zum Streit, zum Mißverständnis sind gegeben.

Aber das ist noch nicht die alleinige Wurzel des Uebels. Der tiefste Grund vieler Mißverständnisse liegt in unserem Empfinden und in unserer Phantasie. Wenn in uns irgend ein Gedanke zündet, ein Vorsatz, ein Plan reift, eine neue Idee emporschießt, die uns begeistert, an unserer Seele rüttelt und zum Handeln, zu einer Tat lockt — wenn wir voll warmer Empfindung zu einem uns lieben Menschen kommen und mit der Flamme im Herzen diese Idee mitteilen, so sehen wir, wie er kalt, gleichgültig, teilnahmslos zuhört und nicht einen Funken von unserer Begeisterung in seiner Seele hat. Die Empfindungen, Gedanken, Phantasiebilder sind eben dermaßen unser individuelles Ureigen, daß es großer Geduld und Mühe bedarf, um sie auf einen anderen zu übertragen. Und da es nur in wenigen Fällen gelingt, so stellen sich Aerger, Mißverständnisse, Zwiespalt und Streit um so öfter ein.

Nur Kultur, Erziehung, Sitte und Gesetz hindern den Kampf, die Sehnsucht und die Notwendigkeit mit den Menschen zu leben, erzwingen den Frieden.

Friede und Verträglichkeit stellen sich auch ein, wo Erfahrung und Menschenkenntnis mitsprechen. Die Jugend ist nur aus dem Grunde hart, streit- und kampflustig und nachsichtslos, weil ihr die Erfahrung fehlt. Die Nachsicht, das Begreifen und Verstehen stellen sich erst im reiferen Alter ein.

Wo sich aber die Erfahrung mit natürlicher Herzensgüte eint, sind die Wurzeln des Streites fast ganz geschwunden. Da weiß man ja, daß jeder seine „Sonderlichkeit" und sein eigenes Fühlen hat, und man lächelt verständnisvoll, wenn sich „Mißverständnisse" einschleichen wollen.

Der Patriot in der Badewanne.

Der junge Vincent Astor weiß von einem englischen Freunde eine amüsante Geschichte. Der Engländer erzählte mir, wie er sein neues Heim einrichten würde. „Und ich sage Ihnen," sagte er, „ich habe eine glänzende Idee, müssen Sie wissen. Ich lasse mir ins Badezimmer einen Musikautomaten einbauen; und wenn ich dann bade, kann ich zugleich immer ein wenig Musik genießen."

Ich hielt von der Idee nicht sehr viel, aber als ich den Engländer später wieder traf, fiel mir die Geschichte wieder ein, und ich erkundigte mich, wie sein Plan sich in der Wirklichkeit bewährt habe.

„Ach," meinte er mit einem resignierten Achselzucken, „er hat sich nicht sonderlich bewährt. Das Ding, das man mir einbaute, konnte nur „God save the king" spielen. Na ja, es war doch lästig: ich mußte doch nun in der Badewanne immer stehen."

— Druckfehler. Bei dem Jubiläum des allverehrten Molkereidirektors trugen sangeskundige Schweizer ein Quartett vor.

Unangenehme Menschen.

Wenn gute Bekannte miteinander plaudern und sich über abwesende Bekannte unterhalten, heißt es nicht selten: „Herr X. ist ein angenehmer Mensch" . . . „Y. ist ein recht unangenehmer Herr" . . . „Z? Ach, der ist so ganz gleichgültig" . . .

Würde man nun diese strengen oder milden Richter fragen, warum sie Herrn X. angenehm, Herrn Y. unangenehm oder Herrn Z. gleichgültig finden — man würde sehr selten eine klare, sinnenfällige Begründung hören. Weshalb uns ein Mensch angenehm oder unangenehm erscheint, kommt uns ohne tieferes Nachdenken nur selten voll zum Bewußtsein. Nur wenn ein Mensch ungezogen, rücksichtslos unser Selbstgefühl verletzt, ist es uns klar, daß wir diesen Menschen als unangenehm empfunden haben.

Im Durchschnitt bringen Menschen, die eine günstige äußere Erscheinung haben, einen „angenehmen" Eindruck hervor. Freilich solange ihr Wesen nicht Spitzen und Stacheln offenbart. Aber auch Menschen, die von der Natur nicht sehr begünstigt sind, können uns schon nach einigen Worten erobern. Es gibt Wesen, die ungewollt und unbewußt ein Fluidum von Güte, Freundlichkeit und tiefmenschlicher Einsicht ausstrahlen. Das sind die wahrhaft angenehmen Menschen. Der Durchschnitt der „angenehmen Menschen" aber sind bewußte oder unbewußte Lebenskünstler. Ein Mensch, den wir angenehm finden, versteht die Kunst, auf unsere Gedanken und unsere Neigungen einzugehen, unsere Schwächen nicht zu bemerken, dagegen fast immer unsere Ansichten zu teilen. Er findet alles gut und schön, was uns gefällt, und verurteilt, was uns mißfällt. Es ist oft so manche Unwahrhaftigkeit dabei — aber wir lieben nicht immer die Wahrheit zu hören. Diesem netten, angenehmen Menschen werden wir immer Freund sein, obgleich er selbst bei all seiner Nettigkeit nicht immer unser Freund ist.

Dem „angenehmen Menschen" ist die Karriere geebnet, sofern er nicht ein ausgemachter Faulpelz und Tagedieb ist. Viel schwerer hat es im Leben der „unangenehme Mensch", auch wenn ihn die Natur mit Talent und Fleiß begabt hat. Aber Willen und Fähigkeit werden doch respektiert und anerkannt, auch wenn Ecken und Kanten des Wesens nicht angenehm wirken. Wo aber Begabung und Willenskraft nicht vorhanden sind, fällt der „unangenehme Mensch".

Der „Unangenehme" — worin offenbart er sich? Ob, er ist in vielen Abarten vorhanden, in viel mehr als der „Angenehme". Da ist der ewige Witzemacher, dessen Eitelkeit und Narrheit und Unausstehlichkeit ihn zwingen, zu jedem Ding, zu jeder Gelegenheit einen vermeintlichen Witz oder ein Wortspiel von sich zu geben. Da ist der Besserwisser, der in alles seine Nase steckt, alles anders weiß, neunmal klüger ist als die Klügsten und immer mit seinen Ratschlägen lästig fällt. Da ist der Geheimnistuer, der jedem seiner Bekannten unter dem Siegel der Verschwiegenheit Geheimnisse anderer Leute erzählt. Da ist der Prahler, der kleine Erfolge ins ungemessene übertreibt und überall als wichtige Person gelten will. Da ist der Lügner, der zwecklos Unwahrheiten spricht, nur um sich „interessant" zu machen oder überhaupt zu täuschen.

Und dann kommen dazu jene, die unbewußt unangenehm sind: die Streitsüchtigen, die Uebelnehmer, die Weinerlichen, die ewig Widersprechenden — oh, die Liste ist lang, so lang, daß man sie nie vollständig machen kann.

Sie sind schwer heilbar, diese Unangenehmen; sie bessern sich vielleicht, wenn sie durch ihre Eigenschaften harte, böse Erfahrungen machen.

Darum ist es am besten, ihnen aus dem Wege zu gehen oder mindestens den Verkehr mit ihnen aufs geringste einzuschränken. Zu hoffen, daß aus einem unangenehmen Menschen doch einmal ein „angenehmer" werden könnte, wäre ganz vergebens.

Die schlimmste Kritik.

Der amerikanische Schauspieler William H. Crane saß eines Tages mit einem alten Kollegen und plauderte von vergangenen Tagen. „Entsinnst du dich noch Al's?" „Al Travers, des Dramatikers? Aber gewiß. Was ist aus ihm geworden?" „Weiß nicht, sah ihn seit Jahren nicht. Sah ihn zuletzt in der ersten Parkettreihe des Theaters in Savannah. Es war die Premiere seines letzten Stückes. Es fiel durch, es fiel jämmerlich durch. Al saß kreidebleich, aber gefaßt, inmitten des Zischens. Dann aber kam das Schlimmste. Eine Dame hinter ihm beugte sich vor und sagte: „Verzeihung, ich wußte, daß Sie der Dichter sind und schnitt mir vor Beginn des Spiels eine Locke Ihres Haares ab. Gestatten Sie mir nun, sie Ihnen zurückzugeben." Das war das Letzte. . ."

Hat sich wenig bewährt.

Die in Bayern eingeführte Zwangserziehung von Verbrechern.

Aus bayerischen Richterkreisen wird berichtet: Diejenigen, die in der Zwangserziehungsgesetzgebung das wirksamste Mittel zur Bekämpfung der Kriminalität erblicken, werden einige Enttäuschung finden an den praktischen Erfolgen des Zwangserziehungssystems in Bayern. Um Erfolg oder Mißerfolg der Zwangserziehung zahlenmäßig festzustellen, wurden durch das königlich bayerische statistische Landesamt für die Jahre 1904 bis 1913 soeben veröffentlichte Erhebungen veranstaltet. Hiernach führte sich knapp die Hälfte der Zöglinge nach deren Entlassung aus der Zwangserziehung straffrei und kann als dauernd gebessert betrachtet werden, wobei zu bemerken ist, daß rund 30 Prozent straffreies Vorleben überhaupt hatten. Das straffreie Vorleben gewährleistet im allgemeinen den Erfolg der Zwangserziehung; 80 Prozent der Zöglinge mit solchem Vorleben haben sich auch nach ihrer Entlassung straffrei geführt. Weder Abstammung noch Konfession, wohl aber das Alter übt Einfluß auf das Verhältnis der Gebesserten zu den Unverbesserten; für die Jugendlichen bis zum 13. Lebensjahre stellen sich die Ergebnisse weitaus am günstigsten. Der Prozentsatz der gebesserten Mädchen ist um die Hälfte größer als der der Knaben.

Nicht ohne Einfluß auf den Erfolg der Zwangserziehung ist auch deren Dauer; je länger der erzieherische Einfluß dauert, um so höher ist der Anteilssatz der Gebesserten. Fast die Hälfte der gesamten Zwangszöglinge muß hingegen als verloren gelten: hierzu zählen einerseits diejenigen, welche trotz Straflosigkeit vor Verhängung der Ersatzerziehung nach ihrer Entlassung zu Gefängnis- oder Zuchthausstrafen verurteilt wurden, andererseits die vor und nach Beendigung der Zwangserziehung bestraften Zöglinge; von letzteren muß ein sehr erheblicher Teil zu den gewohnheitsmäßigen Verbrechern gerechnet werden. — Wenn man nach diesen Ergebnissen auch nicht geradezu von einem vollständigen Versagen der Erziehung auf öffentliche Kosten sprechen kann, so müssen doch, um eine erfolgreiche Durchführung des Gesetzes zu sichern, auch in der Praxis die bedeutungsvollsten Richtpunkte: frühzeitiges Einsetzen der Zwangserziehung, möglichst lange Ausdehnung derselben und nachhaltige Beeinflussung der entlassenen Pfleglinge durch ihre Pfleger mehr berücksichtigt werden, wie nicht minder eine bessere Individualisierung und insbesondere Trennung der Straffreien von den schon Vorbestraften. Diesen Grundsätzen trägt auch bereits die Novelle zu dem nun in „Fürsorgegesetz" umgetauften bayerischen Zwangserziehungsgesetz Rechnung.

Unbekannte Kompositionen Rossinis.

Eine Fachzeitschrift hat nach dem Verbleib der bisher unveröffentlichten Kompositionen Rossinis geforscht und berichtet jetzt folgendes: Es gibt nicht weniger als 150 Werke des Meisters, die bisher unbekannt geblieben sind. Als der Schöpfer des „Barbier in Sevilla" im Jahre 1868 gestorben war, hatte seine Witwe zwar die Absicht, die hinterlassenen Kompositionen sofort zu veräußern, aber sie stellte derartig hohe Ansprüche, daß kein Verleger sich imstande sah, die Werke zu kaufen. Erst im Jahre 1873 erschien ein Käufer. Allein er veröffentlichte dann nur vier Stücke von den 154 unbekannten Kompositionen des Nachlasses; alle Reklamationen der Witwe Rossinis blieben erfolglos.

Dabei sind die hinterlassenen Arbeiten für das Wesen und das Temperament des Meisters höchst bezeichnend; sie zeigen, daß Rossinis unerschöpfliche Phantasie auch die heiteren und ironischen Intermezzi liebte. Schon die Titel der Kompositionen lassen das spüren. Sie spiegeln den von Rossini beliebten Wechsel der Stilarten, bei dem auch musikalische Ironie und Satyre mitzuklingen scheinen. Unter den Walzern finden wir beispielsweise einen „Boudoir-Walzer", einen Antitanz-Walzer", einen Trauerwalzer, einen „Valse torturée", einen „hinkenden Walzer", während unter den „Präludien" Titel wie „Präludium des ancien régime", „Präludium", „Hygienisches Präludium", ferner ein „ländliches", ein „krampfhaftes", ein „ungefährliches" und ein „Zukunftspräludium" zu finden sind. Der ganze Handschriftsatz gliedert die 154 Kompositionen in 16 Bände, darunter vier mit 74 Gesangsstücken, ein „Album der Nichtigkeiten" für Klavier, eine Hymne an Napoleon III., eine Fanfare „Die Krone Italiens", einen Band mit zwölf Klavierkompositionen für „jugendliche Kinder", ein gleicher Band für „aufgeweckte Kinder", vier „hors-d'oeuvre" (Radieschen, Anchovis, Gurken, Butter), sodann die „vier Bettler" (Feigen, Nüsse, Mandeln, Rosinen) und noch eine große Reihe von Klavierstücken.

Unsere Schnittmuster-Ottes

Modernes Negligeejäckchen. No. 1038.

Die legere Blusenform der Tagesmode ist der Negligeekleidung besonders günstig. Hier wirkt die Fülle der Bluse, die weiten, angeschnittenen Aermel weniger gekünstelt als bei der Gesellschafts- oder Straßentoilette. Spitzen und Falbeln, die früher unumgänglich notwendig zum Putz eines Negligés schienen, sind heute ganz verschwunden. Nur in Stoffen wird Luxus getrieben, und so wurde zu diesem einfachen Jäckchen zartfarbiger Crepe de Chine verwandt und ein Perlengürtel vervollständigte den aparten Eindruck. Zur Ausführung eines eleganten Jäckchens ist nun zwar Seide nicht immer unbedingt notwendig. Ebenso kostbar wirkt weißer oder bunter Batist sowie feingeblümter Baumwollcrepp, der in entzückenden Mustern überall erhältlich ist. Da zu diesem Schnittmuster mitsammt dem Schoßansatz nur 3 Yard Stoff bei 36 Zoll Breite erforderlich sind, läßt das Modell sich ohne viel Kosten auch in gutem Stoffe herstellen. Die vorräthigen Größen sind 34—44 Zoll Brustweite.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüe Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne"-Coupon
Ich wünsche Muster-No. .....
..... Zoll Brust- oder Taillenweite. — ...
(Jahre .... bei Kinderjacken.)
Name .....
No. ..... Straße. ..... Stadt .....

Weltrekord eines Hochofens.

Wenn von Weltrekorden heute die Rede ist, so denken die meisten zunächst an Erfolge auf sportlichem Gebiet. Daß auf industriell-technischem Gebiete Weltrekorde aufgestellt werden, ist auch nicht weiter verwunderlich; daß aber ein Hochofen einen Rekord aufstellt, wird manchem schon eher sonderbar klingen. Das ist aber jetzt in England der Fall gewesen.

Man weiß, daß ein Hochofen, der einmal in Gang gesetzt, wie der Fachausdruck lautet, „angeblasen" worden ist, dauernd im Betrieb bleibt, falls nicht außergewöhnliche Umstände dies unmöglich machten. Kürzlich wurde nun in Middlesbrough bei den Ormesby-Werken ein Hochofen „ausgeblasen", der am 8. Mai 1876 in Betrieb gesetzt worden war und somit länger als 38 Jahre im Feuer gewesen ist. Die längste aus Deutschland bekannt gewordene „Schmelzreise" — so lautet der Fachausdruck für den ununterbrochenen Brand eines Hochofens — ist die des Hochofens Nr. 3 der Borbecker Hütte mit 17 Jahren 3½ Monaten. Die englische „Schmelzreise" scheint somit die Höchstleistung der Welt darzustellen und wird wohl auch in Zukunft kaum noch übertroffen werden, da die „Schmelzreisen" der neuzeitigen Hochöfen durch deren angespannten Betrieb eher immer kürzer als länger werden. Der englische Hochofen hat während der 38 Jahre 1,365,387 Tonnen Gießereieisen erblasen, was einer durchschnittlichen Tagesleistung von 98 Tonnen entspricht.

— Boshaft. Pantoffelheld (der auch Amateur ist, zu einem Freunde): „Heute möcht' ich mal so was aufnehmen, was mir recht lieb und teuer ist!"

Freund: „Nimm doch mal Deinen Hausschlüssel auf!"